

Es ist Viertel vor Selbstzweifel

Man kann sich im hintersten Winkel der Welt verkriechen, sie holen einen ein. Selbst in der Nacht, wo Welt immer anderswo ist. Ein Brief aus Island des Bündner Autors Joachim B. Schmidt.



Mit seiner Familie hat sich der Schriftsteller Joachim B. Schmidt in ein Häuschen an der Küste Islands zurückgezogen. Bild: Joachim B. Schmidt

Joachim B. Schmidt*

Sturmwinde rütteln am Sommerhäuschen, Schneeregen prasselt an die Scheiben. Seit 4.11 Uhr bin ich auf den Beinen, habe Holzscheite auf die Glut im Kaminofen gelegt und dem Feuer neues Leben eingehaucht. Jetzt sitze ich am Küchentisch und schlürfe heissen Kaffee. Ein Windstoss lässt das Häuschen erzittern. Hoffentlich hebt es nicht ab. Vielleicht ist es keine gute Idee gewesen, mich mit den Kindern im Sommerhäuschen zu verkriechen, bestrebt, dem Ausnahmezustand in Reykjavik zu entinnen.

In solch schwarzen Morgenstunden ist man versucht, sich und die Welt zu hinterfragen: War es ein guter Entscheid, auf eine sturmgeplagte Vulkaninsel am Polarkreis auszuwandern? Macht es überhaupt einen Unterschied? Die ganze Welt befindet sich im Ausnahmezustand!

Blinklicht am Fjord

«Schreib um Himmels willen nicht über das Coronavirus!»,

hat mich Kulturredaktor Carsten Michels von Chur aus gebeten. Darüber werde schon bis zum Abwinken berichtet.

Ich seufze. Wozu ist denn ein Schriftsteller da, wenn nicht um schriftlich festzuhalten, was in unserer Gesellschaft so

«Normal ist, wenn Kaminofen und Wind ein Duett pfeifen.»



Joachim B. Schmidt Schriftsteller

passiert, den Finger immer schön am Puls der Zeit?

Als man in Reykjavik noch Demonstrationen veranstalten durfte, als Panama Papers, Klimaerwärmung und Arbeiterstreiks unsere einzigen Probleme waren, lauschte auch ich den leidenschaftlichen Reden der Schriftsteller Hallgrímur Helgason und Jón Kalman Stefánsson. Sie liehen ihre Stimme den Betrogenen, den Sorgengeplagten und Unterbezahlten. Und ich nahm Notiz: Auch das öffentliche Engagement gehört zum Beruf des Schriftstellers. In der Schweiz gibt es sie auch, die engagierten Schriftsteller. Sie heissen Sibylle Berg, Lukas Bärfuss, Pedro Lenz und Franz Hohler, reden uns ins Gewissen, halten uns den Spiegel vor. Aber ich bin kein Hohler und kein Bärfuss. Unserer Gesellschaft in Corona-Zeiten zu thematisieren, wäre zwar naheliegend – aber der Auftrag des Kulturredaktors ist deutlich: «Schreibe über Normalität in unnormalen Zeiten!»

5.35 Uhr. Ich bemerke ein Blinklicht auf der gegenüber-

liegenden Fjordseite. Ein Schneepflug, vermute ich. Nichts Aussergewöhnliches.

Venedigs Kanäle

Normalität im Ausnahmezustand. Was ist denn heute noch normal? Extremes Wetter? Kaum Flugzeuge am Himmel? Klares Wasser in Venedigs Kanälen? Normal ist, wenn der Kaminofen in Island mit den Windböen ein Duett pfeift. Ich lege Holz nach und werfe einen Blick ins Schlafzimmer. Die Kinder schlafen tief und fest. Sie lassen sich von lauten Winterstürmen nicht den Schlaf rauben, sind schliesslich in diesem sturmgeplagten Land geboren. Die Kraft, die in dieser Natur steckt, seien es Winterstürme, Vulkane oder meterhohe Brandungen, ist gewaltig. Darin finde ich Inspiration, den dringenden Versuch, die Welt um mich herum in Worte zu fassen. Darum bin ich heute Schriftsteller.

Jetzt ist es Viertel vor Selbstzweifel. Diese Dunkelheit setzt mir zu. Wann kann man sich überhaupt Schriftsteller

«Das Meer im Fjord hat eine wunderschöne, graugrüne Farbe.»

betiteln? Ein Buch schreiben kann schliesslich jeder.

Manchmal sage ich den Leuten, ich sei Reiseleiter. Es sei mein Haupteinkommen. Das wird sich jetzt ändern. Vor ein paar Tagen habe ich mich von meiner vorerst letzten Reisegruppe verabschiedet. Der Tourismus kommt dieser Tage zum Erliegen, die Hotels verriegeln die Türen, die Reisebusunternehmer schrauben die Autonummern ab. Ich hole tief Luft. Jetzt gilt es, den Schritt zu wagen, ganz Schriftsteller zu sein. Bücher sind schliesslich krisenresistent. Und

jede Krise ist auch eine Chance, hat mal jemand gesagt, der etwas Gescheites zu sagen hatte. Aber habe auch ich etwas zu sagen?

Wer berufen ist, der ...

Draussen wird es endlich hell. Die Nacht ist überstanden. Das Meer im Fjord hat eine wunderschöne, graugrüne Farbe. Die Berge ringsum sind schneebedeckt. Das Tageslicht macht den Sturm sofort erträglicher.

Plötzlich verstehe ich, was Kulturredaktor Michels von mir verlangt: Er will Morgen-dämmerung, er will, dass ich den Sturm erträglicher mache. Dazu sind wir Kulturschaffende doch da! So was kann ich nämlich ganz gut: süffige, wenn auch belanglose Texte schreiben. Das ist meine Berufung! Schade nur, dass mir jetzt der Platz dazu ausgegangen ist.

*Der Bündner Autor und Ex-Reiseleiter Joachim B. Schmidt lebt und arbeitet in Reykjavik. Im Herbst erscheint sein vierter Islandroman im Diogenes-Verlag. www.joachim Schmidt.ch.

Nachruf

«Der das Laub fallen lässt, fängt auch unser Fallen auf»

Vom Enfant terrible der romanischen Literatur zum altersweisen Mahner: Der streitbare Surreiner Schriftsteller Theo Candinas ist mit 90 Jahren verstorben.

Jano Felice Pajarola

Man hat ihn auch das Enfant terrible der romanischen Literatur genannt. Auf jeden Fall war er zeitlebens engagiert, unangepasst, unbequem. Einer, der sich nicht davor scheute, heilige Kühe zu schlachten, Tabuthemen aufzugreifen, «Heuchelei, Intoleranz und antidemokratisches Verhalten anzuprangern», wie es «La Quotidiana»-Chefredaktor Martin Cabalzar letzten Dezember zum 90. Geburtstag des Surreiner Autors schrieb. Jetzt ist er, Theo Candinas, nach zunehmenden Altersbeschwerden gestorben, das bestätigte seine Familie gestern gegenüber Radiotelevisiun Svizra Rumantscha.

1929 als Sohn eines Bauern und Lehrers in Surrein geboren, besuchte Candinas als junger Mann das Lehrerseminar in Chur, danach folgte das Sekundarlehrerstudium an den Universitäten von Freiburg, Paris und Perugia, schliesslich von 1956 bis 1992 die Tätigkeit als Lehrer in Chur. Nach seiner vorzeitigen Pensionierung zog es ihn zurück in die Heimat, wo er bis zuletzt mit seiner Gattin Marguerite im Dorfteil Giachentrina wohnte, und ins Tessin – um zu schreiben, denn schreiben hiess für ihn atmen und leben, wie er 2016 in einer seiner letzten Publikationen festhielt.

Begonnen hatte dieses Schreiben bereits in jungen Jahren, mit 19 veröffentlichte er seine ersten Gedichte, er



Theo Candinas 1929 – 2020

war Redaktor der legendären Studentenschrift «Talina», 1952 folgte mit «Senza Diu» das erste Buch. Satiri-

sche Prosa war schon damals eine seiner Stärken, definitiv zu reden gaben dann aber 1975 die «Historias da Gion Barlac», 1986 die «Historias dil Parler Pign» und 1993 «Tè-Tuà. Ina cronica da Superfetg». Candinas nahm kein Blatt vor den Mund, demontierte menschliche Schwächen und zog über die Scheinheiligkeit auf dem Dorfe her. So, wie er bei anderer Gelegenheit auch über die romanische Schriftsprache Rumantsch Grischun und ihre Schöpfer herzog – ein Teil seines langjährigen, teils mit harten Bandagen geführten Kampfs für das Romanische, insbesondere das Sursilvan.

Für einige Zeit war Candinas zudem Präsident des romanischen, später des schweizerischen Verbands der

Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Und er erhielt für sein literarisches Schaffen mit letztlich rund 40 Buchpublikationen und ungezählten verstreuten Artikeln und Kolonnen verschiedene Auszeichnungen, darunter zweimal den Schillerpreis und 1993 einen Anerkennungspreis des Kantons Graubünden.

In seiner letzten Schaffensphase, sanfter und lyrischer geworden, widmete sich Candinas neben regelmässigen Texten in «La Quotidiana» wieder vermehrt der Poesie – und dem Abschiednehmen. «Der das Laub fallen lässt, fängt auch unser Fallen auf», liest man in «Rendida dil sulegl/Sonnenuntergang» von 2016. «Hab Vertrauen», «hagies fidonza».